



[Nachdruck verboten.]

Das Grafenhaus.

3) Kriminal-Roman von Ludwig Habicht.

Früher hatte Frau Jordan ſich nicht viel um die Ihrigen gekümmert; jezt gewahrte ſie plötzlich die Fehler und Schwächen derſelben und bemühte ſich fogar, die Fehler auszurotten. Bei ihrem älteſten Sohne mußte ſie ſich freilich auf Ermahnungen beſchränken, wenn ſie einmal zum Beſuch kam und die Nachläſſigkeit bemerkte, mit der das Geſchäft betrieben wurde.

Dennoch ſchienen die mütterlichen Ermahnungen und Drohungen auf Wilhelm keinen beſonderen Eindruck gemacht zu haben, denn jeden Augenblick fand er ſich ein, um ein Darlehen zu beanſpruchen. Es kam zu den lebhaftesten und unerquicklichsten Auseinandersetzungen. Die Mutter wurde heftig, Wilhelm grob und unverſchämmt; aber nach einem gewaltigen Sturm ließ ſich Frau Jordan noch einmal bewegen und gab wieder eine Summe heraus. Diesmal nur einige Hundert Mark. — „Das iſt entſchieden das Letzte! Mache dann, was Du wiſt!“ erklärte ſie dabei mit großer Beſtimmtheit, und die reſolute, energiſche Frau hielt wirklich Wort. Als Wilhelm zum vierten Mal bei ſeiner Mutter erſchien, um wieder in einer dringenden Geldverlegenheit bei ihr anzuklopfen, ließ ſie ihn gar nicht vor.

Der junge Jordan ſtürzte nach Hauſe mit einem Groll gegen ſeine Mutter im Herzen, der ſeine Grenzen kannte. Er eilte, ſo raſch nur die Beine den ſchwerfälligen Körper tragen konnten, zu ſeinem Schwiegervater, um ihm zu klagen, welche Schmach ihm angethan worden.

Dienegott Senfleben war über eine ſolch' unerhörte Rückſichtsloſigkeit ebenfalls entrüſtet. Seitdem ſeine Schwägerin ſich dieſem üppigen Lebenswandel überließ, war er ohnehin mit ihr höchſt unzufrieden. Leider hatte er ſeinen raſch gewonnenen Einfluß ebenſo raſch wieder eingebüßt. Frau Jordan neigte einmal nicht zu einem ſtillbeſchaulichen Daſein; die Freuden dieſer Welt, die ſie jezt endlich genoß, waren weit mehr nach ihrem Geſchmack, und die Ermahnungen und Warnungen Dienegotts wurden ihr bald ſehr langweilig. Sie hörte jezt gleichgültig auf ſeine Schilderungen des Höllenpfuhles, der alle Sünder dereint erwartete, und war ſiets ſehr froh, wenn ſich der „fromme“ Mann wieder empfahl.

„Sie iſt ſchon in weltlicher Eitelkeit ertrunken!“ rief der Kürſchnermeiſter, als er die Klage des Schwiegerſohnes gehört.

„Mir mag ſie nicht einmal die paar Mark geben,“ murkte Wilhelm, „und Frig kann ſo viel durchbringen, wie er will, dazu ſagt ſie nichts.“

„Sie wandelt im Irthum und in der Sünde,“ entgegnete Dienegott; „aber ich will mit ihr ſprechen, vielleicht weckt meine Stimme in ihr noch einmal den guten Geiſt.“

Meiſter Senfleben kleidete ſich auf der Stelle an, und in der würdevollſten Haltung ſuchte er ſeine Schwägerin auf. Er ſtieß einen tiefen Seufzer aus, als ihn Johann erſt nach Stand und Namen und nach ſeinem Begehre fragte, um ihn dann erſt bei ſeiner Herrin anzumelden. Die verblendete Frau wandelte ja immer auf den Wegen eitler Weltluſt. Jezt hatte ſie ſchon ein Empfangszimmer und einen Bedienten in Livres, der ihn mit unverſchämten Blicken von Oben bis Unten genüſtete und ſich dann mit einer Gönnermiene und den Worten: „Warten Sie ein Weilchen,“ langſam entfernte hatte.

Meiſter Senfleben ſtellte noch immer tieffinnige Betrachtungen an über weltliche Eitelkeit, in die ſeine Schwägerin völlig verſunken, als Johann wieder erſchien und mit herablaſtender

Höflichkeit verkündete: „Madame läßt bitten.“ Dienegott wurde durch mehrere Zimmer geführt, und endlich öffnete ſich die Thür zu einem kleinen Salon; der Diener machte eine bezeichnende Handbewegung nach einem Lehnſtuhl hin: „Madame wird gleich erſcheinen“ und verſchwand.

Die Augen Dienegotts ſchweiften wie geblendet in dem großen Raum umher. Das übertraf Alles, was er von der erwarteten Verſchwendungsluſt ſeiner Schwägerin erwartet hatte. Wenn ſie es in dieſer Weiſe weitertrieb, dann brachte ſie gewiß ihren Kindern das mühsam Erworbene binnen weniger Jahre wieder durch und es war höchſte Zeit, daß dieſem Unweſen Einhalt geſchah.

Die Wände des Salons waren mit braunen Sammettapeten überkleidet und der weite Raum mit den koſtbarſten Meubles gefüllt. Da ſtanden prächtige, gelbſeidene Lehnſessel, Schauſtühle mit theuren Stidereien überzogen; auf Marmortiſchen prangten allerhand Nippesſachen, ſogar einige kleine Marmorfiguren; eben ſo wenig fehlten Bilder in mächtigen Goldrahmen. Der Salon war mit Allem gefüllt, was nur der moderne Luxus in ſolchen Räumen zur Schau zu ſtellen ſucht.

Meiſter Senfleben war an der Thür ſtehen geblieben, und je länger er dieſen weltlichen Glanz betrachtete, deſto bekümmert wurde ſein Herz.

Da öffnete ſich ſchon die andere Thür und Frau Jordan raufchte herein. Dienegott hatte Mühe, ſeine Schwägerin wiederzuerkennen. Sie hatte für ihr Alter noch immer merkwürdig friſch ausgeſehen; aber jezt ſchien ſie um 20 Jahre jünger geworden zu ſein. Das graue, ſchwere Atlaskleid brachte ihre vollen Formen zur Geltung, und die ganze Haltung der Schlächterwitwe war weit vornehmer geworden. Auf dem rothen Antlitze prangten die Roſen der Geſundheit, und ein glückliches Lächeln ſpielte um ihre Lippen. Die Haare waren nach modernſter Weiſe friſirt, genug, Frau Jordan hatte in der kurzen Zeit Alles gethan, um ſich zu verwandeln. Selbſt ihr Benehmen, ihre Sprache hatte jezt einen vornehmeren Anſtrich, denn ſie ging ihrem Schwager würdevoll einige Schritte entgegen und fragte nach freudlichem Gruße: „Was verſchafft mir die Ehre Deines Beſuches?“

Der Kürſchnermeiſter hatte ſich auf die frömmſten Vorſtellungen und Vorwürfe eingeübt, mit denen er ſeine Schwägerin bearbeiten wollte. Jezt verlor er doch die Faſſung; er war ſo beſtürzt, daß er nicht gleich zu antworten vermochte. Erſt als ihm Frau Jordan die Hand reichte und mit großer Höflichkeit bat, auf einem Sefſel Platz zu nehmen, nachdem ſie ſich ſelbſt ſchon auf eine Chaiſelongue niedergelaſſen, gewann er ſeine Haltung ſoweit wieder, daß er mit gepreßter Stimme begann: „Du haſt Dich ſehr verändert,“ und ſeine Blicke irrten ebenſo verwundert wie vorwurfsvoll in den prächtigen Räumen umher. Seine Schwägerin dabei anzufehen, wagte er nicht.

„Ja, was ſollen die Leute von mir denken, wenn ich mich nicht wenigſtens ſo einrichte, wie es mir zukommt?“ entgegnete Frau Jordan und lehnte ſich wohlgefällig auf ihrer Chaiſelongue ein wenig zurück, während ſie ſich mit ihrem Fächer friſche Luft zuſächelte. „Nuh, was iſt es hier warm!“ ſetzte ſie ſogleich hinzu, „ich muß künftig meinen Leuten anbefehlen, daß ſie den Balkon nicht gar ſo ſehr heizen.“

„Was würde Dein ſeligere Mann dazu ſagen, wenn er das Alles ſähe,“ wagte Dienegott endlich zu bemerken, und warf einen verſtohlener Seitenblick auf die Schwägerin.

Frau Jordan kräufelte ein wenig die blühenden Lippen: „Er war ein Thor, daß er nicht zulezt ſeinen großen Reichthum genießen mochte. Ich will nicht auch ſo nährriſch ſein und mir die paar Tage wenigſtens zu Nuze machen,

die ich noch zu leben habe.“ Sie stieß dabei einen leichten Seufzer aus. „Ich habe mir's ja auch sauer genug werden lassen.“ setzte sie rasch hinzu. „Mußt Du das nicht selber sagen?“ und sie richtete ihre hellen Augen fragend auf Dienegott.

Der Meister senkte das Haupt und begann nach einer Pause: „Der viel sammelte, hatte nicht Ueberfluß, und der wenig sammelte, hatte nicht Mangel.“

Die Wittve zeigte sich soaleich äußerst empfindlich. „Ich habe meinen Reichthum nicht durch Gottlosigkeit erworben, sondern früh und spät gearbeitet. Ich denke, das muß mir mein Tobfeind lassen.“

Dienegott fühlte wohl, daß er in diesem Tone nicht fortfahren dürfe, wenn er nicht seine Schwägerin allzusehr erzürnen wollte, und er entgegnete deshalb einlenkend: „Nein, Du hast mit Deinem Pfunde redlich gewuchert; aber ich bin ganz erschrocken, was ich hier Alles sehe. — Es schöpft sich endlich ein Dorn aus, und denkst Du nicht an Deine armen Kinder?“

Diese Worte waren erst recht nicht nach dem Sinne von Frau Jordan; sie erhob stolz das Haupt und erwiderte mit großem Selbstbewußtsein: „Hab' keine Sorge, lieber Schwager; ich weiß schon, was ich thue! Meinen Kindern bringe ich nichts durch, wenn ich auch endlich einmal anfangen, mein Leben ein bißchen zu genießen. Die haben noch genug. Ich kann ja nicht einmal die Finsen verbrauchen.“

Meister Senfleben machte große Augen. Diese Aufklärung hatte er nicht erwartet; denn der unheimliche Gedanke hatte ihn bereits erfaßt, daß seine Schwägerin leichtsinnig darauf los wirtschaftete und in wenigen Jahren Alles vergeude. — Da mußten doch diese Jordans ein ganz ungeheures Vermögen zusammengeharrt haben, wenigstens noch weit mehr, als er gedacht. — Durch diese Aufschlüsse wurde er sichtbar beruhigt. — „Dann wirst Du auch Deinen Sohn nicht untergehen lassen; denn als gute Christin wirst Du Dich seiner erbarmen.“ begann er langsam.

„Ich hab' ihm fortwährend Geld gegeben, und nun mag es genug sein; denn sonst denkt er, daß er nur immer bei seiner Mutter sich die Börse zu füllen braucht, um in Trägheit weiter zu leben.“ entgegnete die Wittve, und auf ihrem gerötheten Antlitze zeigte sich die Erbitterung über das Verlangen des Sohnes.

„Hilf ihm nur diesmal noch!“ bat Dienegott.

„Nein.“ entgegnete Frau Jordan fest. „Das würde in alle Ewigkeit so fortgehen, und der Junge hätte nicht eher Ruhe, als bis er mir den letzten Pfennig abgezapft hat. Er mag zusehen, wie er sich durchschlägt.“ Sie erhob sich zum Zeichen, daß für sie die Unterredung zu Ende sei.

„Du willst Dich von Deinem Kinde abwenden, von Deinem eigenen Fleisch und Blut und es dem Verderben weihn?“ — rief Senfleben bestürzt und rang vor schwiegerväterlichem Jammer die Hände.

„Ich bin nicht so albern, mich von meinen süßlichen Kindern um Alles bringen zu lassen. Sie mögen so arbeiten, wie ich und mein seliger Mann gearbeitet haben, dann wird es gut sein.“

„Dein Jüngstgeborener führt ja auch ein ganz müßiges Leben!“ magte der Kürschnermeister zu entgegnen und hatte damit die verwundbarste Stelle bei seiner Schwägerin getroffen. Eben weil sein Vorwurf die vollste Wahrheit enthielt, wurde Frau Jordan so empört darüber. Fritz war noch immer ihr Liebling, obwohl er bereits anfang, ihr ebenfalls viel Kummer zu bereiten. Er hatte es durchgesehen, daß er nicht in dem Geschäft seines Bruders, sondern bei seiner Mutter bleiben durfte, führte das Leben eines müßigen jungen Herrn und verstand es bereits, das Geld mit vollen Händen auszustreuen.

Fritz hatte noch rascher eine Wandlung durchgemacht als seine Mutter. Durch seinen heitern Sinn war der junge, stattliche Mann allgemein beliebt, und er genoß jetzt all' die Vergnügungen, zu denen er sich als Erbe eines ungeheuren Vermögens vollkommen berechtigt hielt.

Frau Jordan war anfangs sehr stolz auf ihren Jüngstgeborenen, der schnell so vornehme Manieren angenommen hatte und sich in der Gesellschaft mit solcher Sicherheit zu bewegen wußte, als habe er die beste Erziehung genossen. Seine Toilette war stets tadellos und machte seinem Geschmack alle Ehre, und in all' den unterhaltenden Künsten wie Reiten, Tanzen, Billardspielen, auf die sich unsere goldene Jugend so viel einbildet, brachte es Fritz Jordan in kurzer Zeit zu einer gewissen Meisterschaft. Er mußte ein prächtiges Reitpferd er-

halten, sich bei allen öffentlichen Vergnügungen theilnehmen und schmeichelte seiner Mutter Summen ab, die allmählich immer bedeutender wurden und ihre größten Bedenken erregten. Sie gab wohl noch das Nöthige her; aber es geizte bereits widerwillig, und Fritz bedurfte all' seiner Beredsamkeit, um seiner lieben, guten Mama zu beweisen, daß er diese oder jene Summe Geld unbedingt haben müsse, wenn er sich nicht vor seinen Freunden blamieren wolle, und er nannte dann stets Namen von jungen Leuten aus den besten und angesehensten Häusern.

Deshalb nahm Frau Jordan bei ihrer Unterredung mit dem Schwager die Bemerkung bezüglich des Fritz außerordentlich übel. Was ging diesen frommen Muder an, wie sie über ihr Geld verfügte?! — Er hatte in solche Dinge gar nicht hineinzureden, und sie erwiderte deshalb sehr spitz: „Lieber Schwager, ich hab' mich um die Erziehung Deiner Kinder nicht gekümmert und wünschte freilich, meine Schwiegertochter packte wenigstens mehr für das Geschäft, denn beim Fleischergerwerbe kommt sehr viel auf die Frau an.“

Jetzt war es Meister Senfleben, der sich tief beleidigt fühlte. „Ich habe meine Tochter in Gottesfurcht und im Glauben erzogen.“ Aus den verschleierte Augen des Mannes schoß dabei ein sehr feindlicher, bitterböser Blick auf seine Schwägerin.

Die Wittve ließ sich davon nicht einschüchtern: „Ach, ohne Fleiß und tüchtiges Schaffen bleibt jeder Segen aus.“ war zum Entsetzen Dienegotts ihre Entgegnung.

„Wiederholen Sie nur dem Wilhelm.“ fuhr sie fort, „er möge das Seine tüchtig zu Rathe halten; auf mich dürfe er nimmermehr rechnen. Leb' wohl, lieber Schwager.“ — und mit der ganzen Würde und Sicherheit einer vornehmen Frau entließ sie den bestürzten, keines Wortes mehr fähigen Mann.

Seit jenem Tage war die Brücke zwischen beiden Schwägerleuten völlig abgebrochen. — sie sahen sich nicht wieder. Dienegott Senfleben prophezeite der in Hoffahrt und weltlicher Lust ertrunkenen Frau ein schlimmes Ende und gerieth stets in den heiligsten Zorn, wenn er auf seine Verwandte zu sprechen kam.

Auch Wilhelm fand sich nicht mehr bei der Mutter ein, um sie mit neuen Bitten zu belästigen. Er mochte das Fruchtlose seiner Versuche eingesehen haben. Frau Jordan hatte nicht Zeit, sich viel um ihren Aeltesten zu kümmern; sie erfuhr nur gelegentlich, daß es mit dem Geschäft immer schlechter gehe und ihr Sohn bereits bedeutende Schulden gemacht habe. „Wenn der Junge denkt, daß ich ihm schließlich doch aus der Tinte helfe, wird er sich sehr irren.“ sagte die resolute Frau dann sehr entschieden. Ja, Frau Jordan kam nicht mehr dazu, den Angelegenheiten ihrer Kinder große Aufmerksamkeit zu schenken; selbst das Interesse für ihren Fritz trat in den Hintergrund, — denn ihr Herz war noch einmal erwacht. Der reichen Wittve konnten bald eine Menge Bewerber nicht fehlen, die auf ihre Hand freilich Jagd machten und die bereits 50 jährige Frau in den süßen Glauben versetzten, sie würden wirklich nur von ihrer stattlichen Persönlichkeit, nicht aber von ihrer noch stattlicheren Habe angelockt.

Unter den Freiberbern um Hand und Besiz der Schlächterswittve ragte vor Allen ein pensionirter Justizrath hervor, dem es bald gelang, allen Andern den Rang abzulaufen. Justizrath von Birnawesky war auch kein Jüngling mehr, obwohl er noch immer einige Jahre jünger sein mochte als Frau Jordan. In seiner Erscheinung, seinem ganzen Auftreten spiegelte sich der edle Vole wieder; das gebräunte Antlitze mit den beinah unheimlich blitzenden Augen und dem wohlgepflegten Spitzbart erklärten die Frauen für höchst interessant. Kein Wunder, daß die reiche Wittve von dem noch immer sehr hübschen Manne mächtig angezogen wurde.

Von Birnawesky war bereits vor einigen Jahren aus dem Justizdienst ausgeschieden. Man sagte, daß er Schulden halber dazu gedrängt worden, und seitdem er von seiner kleinen Pension leben mußte, war gewiß die Zahl seiner Manichäer noch größer geworden. Der Justizrath sah endlich keinen andern Ausweg, als sein lustiges Junggesellenleben, das er so lange zu retten gewußt, endlich aufzugeben und sich durch eine reiche Heirath von seinen Verfolgern zu befreien. In einer Gesellschaft hatte er die reiche Schlächterswittve kennen gelernt. Ein Freund stützte ihm zu: „Das wäre ein Fisch für Sie.“ und Birnawesky beherzigte den Wink so vortrefflich, daß er in kurzer Zeit das Herz der Frau Jordan erobert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Pfingstbräuche im Hirtenleben.

Von Heinrich König.

Unsere poesievollen Pfingsten bilden das eigentliche Sommerfest, und mit dem mit diesen verknüpften anheimelnden Sitten und Gebräuchen begrüßte man ehemals den lieblichen Mai, die langersehnte Zeit der „Wonne und Weide“.

In manchen Gegenden Deutschlands begann man im grasreichen Maimond das liebe Vieh wieder auf die Weide zu treiben, ein herbömmlicher Brauch, der in den nördlichen Provinzen später auf das Pfingstfest überging, gleich anderen altheidnischen Frühlingsfitten. Kein Wunder daher, daß Pfingsten im Hirtenleben und bei den mit dem Vieh beschäftigten Dienstboten eine gewisse Rolle spielt. Gerade um Pfingsten herum scheinen im altgermanischen Heidenthum eine Reihe ehrwürdiger Hirtenfeste gefeiert worden zu sein, wovon uns zahlreiche Beweise überkommen sind. Wenn in der Mark Brandenburg Pferde und Kühe am Pfingstmorgen auf die Weide getrieben werden, so wird das zuerst dort erscheinende Thier mit der sogenannten „Thauschleife“ geschmückt, d. h. an den Schwanz befestigt wird ein nachschleppender Maibusch gebunden. An verschiedenen Orten wird auch wohl die vierbeinige Kreatur selbst „Thauschlepper“ genannt und bringt dem Hirten, dessen Herde sie speziell angehört, nicht geringe Ehre ein. Umgekehrt aber wird der Hirt, aus dessen Herde das zuletzt auf der Weide anlangende Stück Vieh stammt, gehörig geneckt und verpötteht, auch wohl „Pfingstkerl“, „Pfingstfalsch“ oder „bunter Junge“ genannt, während seine säumige Kindviehdame einen blumigen Kranz an den Hörnern tragen muß oder mit Tannenreißern, allerhand Grün und Feldblumen ausgeputzt als „bunte Kuh“ bezeichnet wird. Gegen Mittag ziehen dann sämtliche Hirten, den „bunten Jungen“ an der Spitze, von Haus zu Haus und sammeln Gaben ein.

Ähnliche Sitten sind auch in Mecklenburg und Pommern anzutreffen. So bekommen in Regierungsbezirke Köslin noch heute die Hirten je nach der Reihenfolge, in der sie zu Pfingsten austreiben, bestimmte Namen; der Dritte führt die sonderbare Bezeichnung „König“. Viele Bauern fühlen sich hochgeehrt, wenn ihr Herdentreiber König wird, obgleich derselbe verpflichtet ist, seine Genossen das Fest über in der Schänke mit Schnaps frei zu halten. Als „Pfingstfuchs“ oder auch wohl „Pfingstlummel“ wird in Schleien und im Erzgebirge der beim Austreiben seines Viehes zuletzt auf der Weide ankommende Hirt betitelt, der für seine allseitige Verachtung und Verpöttehtung übrigens keine Sorge zu tragen braucht. „Fuchs“ ist sonst Benennung einer hellrothen Kuh, während als „Lummel“ in Süddeutschland der feiste Ochse oder Bulle gilt. Unter „Pfingstmode“ versteht man in Westfalen den die Reihe beschließenden Pferdejungen, obwohl „Mode“ eine landschaftliche Benennung der Kuh ist, wie denn auch im Süden des Nothaargebirges die zuletzt austreibende Magd „Pfingstmucker“ heißt. In andern Orten in Westfalen schildt man den beim pfingstfestlichen Austreiben des Viehes zuletzt kommenden Burtschen oder das zum Melken auf die Weide zu spät kommende Mädchen „Pfingstfoß“ und singt noch höhnisch:

„Pinksfoß, Du Gulenkopp,
Steist um niegen Cuer opp,
Wärit en biessen eber upstän,
Wärite keinen Pinksfoß wän.“

Die Kuh, welche im bayrischen Dorfe Vaingrab am Pfingstmorgen zuletzt den Stall verläßt, wird von den sich schon hierauf vorbereiteten Burtschen mitten im Dorfe aufgehoben, um mit einem sonderbaren Schmucke bedacht zu werden. Dieser besteht aus einer Figur aus Stroh, die gewöhnlich mit einem Kranze von Buchenblättern geschmückt ist und unter allerlei Schabernack ritlings auf den Rücken der betreffenden Kuh gesetzt und festgebunden wird. Von der so behörten Magd heißt es nun: „Sie hat den Pfingstlummel gekriegt!“

Am Slogau wird nicht der weidende, sondern der hütdende „Pfingstlummel“ ganz und gar in grüne Zweige gehüllt und dann Nachmittags zum allgemeinen Ergötzen des schaulustigen Publikums umhergeführt. Ebenso behängt man in einigen Dörfern der Altmark den „bunten Jungen“, der seine Pferde am Pfingsttage zuletzt hinausgetrieben, vom Kopf bis zu den Füßen mit Feldblumen. Am Nachmittag wird er dann von Hof zu Hof geführt, wobei derjenige seiner Junstgenossen, welcher am frühesten auf dem kommunalen Weideplatze anlangte, also der „Thauschlepper“, folgenden Reim herjagt:

Wir bringen einen bunten Jungen ins Haus,
Wer ihn sehen will, der komme heraus.
Die Blumen haben wir für uns gesüßt,
Da haben wir ihn mit ausgeschmückt;
Und hätten wir uns noch eber bedacht,
So hätten wir ihn noch besser gemacht.
Sechs Eier, sechs Dreier, ein Stück Ered,
So gehn wir gleich wieder weg.“

Eine sonderbare Sitte einiger Gegenden Westfalens bestand vor ein darin, daß die Pferdejungen schon zu Ostern die sogenannte „Pfingstweide“ absteckten. Es war dann Niemandem gestattet, daselbst eher ein Stück Vieh zu weiden, bevor nicht der Hüteplatz am ersten Pfingsttage gemeinschaftlich eingeweicht war. Diese feierliche Gröföffnung ging, wie Kuhn berichtet, auf folgende Weise vor sich: „Am ersten Pfingsttage, Nachts 12 Uhr, saßen die Pferdejungen alle zu Pferde, und nun ging's zur Pfingstweide. Wer am ersten daselbst ankam, wurde Thauschlauch (däwestruch) genannt und an einigen Orten ober auf einem Berge auf einen Strauch gesetzt und unter allgemeinem Freudengeschrei bis unten ins Thal durch den Thau gezogen; wer aber zuletzt kam, wurde „Pfingstmode“ genannt. Die Pferde des Ersteren bekamen Kränze von Maien, die des Letzteren aber von Blumen.“ Auch die Kuh- und Schweinehirten gingen dem zuerst ausgetriebenen Vieh duftende Maibusche um den Hals, während die den Schluß machenden Thiere mit bunten Kränzen geschmückt wurden. Der zuständige Hirt im letzteren Falle wurde in holperigen Liedern verspottet und verhöhnt, hier und da auch wohl ins Wasser geworfen oder bunt angemalt und dann in feierlichem Umzuge als Pfingstfuchs, Pfingsthanmel u. s. w. durchs Dorf geleitet.

Ähnliche Hirtenprozessionen herrschen in verschiedenen Dörfern Schwabens. Am Pfingstmontag vermunnen die Viehhüter des Schwarzwaldes einen ihrer Kameraden in gelbblühendes Pfriemkraut, bedecken ihm das Gesicht mit einer Larve aus Baumrinde, stülpen ihm eine kegelförmige Mütze von Raubgeflecht auf den Kopf und behängen ihn dann vorn und hinten mit Kuhschellen. So ausgestattet wird das ergötliche Monstrum nun von zwei Begleitern, von denen der eine mit einem Korbe versehen ist, während der andere einen großen Topf mit sich führt, von Haus zu Haus geleitet, überall laut rufend: „I bin der Pfingstlummel: drum gebet mir auch ebbs in mein Geldbeutel. Kleine Thaler haun i guag, aber keine grauka.“ Darauf giebt ihm die Hausfrau ein Ei oder einen Löffel Schmalz, wovon sich die theilnehmenden Hirten nach vollbrachtem Umzuge einen großen Eierkuchen backen lassen. Diese gemeinschaftliche Mahlzeit erinnert an einen originellen Brauch Westfalens. Dort gehört an einigen Orten die Milch, welche am ersten Pfingsttage gemolken wird, den Mägden, die sich ein kleines Fest machen, um den flüssigen Erlös zu verspeisen. In der Gegend von Frankfurt a. M. hielten dagegen die Hirten und Feldhüthen am Pfingstmittwoch mit den Viehmägden ihren solennen Tanz im Freien (am Rittersee), wobei auch tapfer geschmaust und gezecht wurde. An diesem Tage wurde das Vieh zum ersten Mal zusammengetrieben, und wenn eine Magd die ihr unterstellten Hausthiere nicht sauber gehalten hatte oder es zu spät austrieb, so brachten ihr dieselben bei der Heimkehr zur Schande einen Kranz mit nach Hause. In Westfalen wird der säumigen „Pfingstbraut“ ein Maibaum an der Hausthür errichtet, und man singt, indem die ausgeputzte Jungfer durchs Dorf geführt wird:

„Pfingstbraut,
Sule Gut!
Wör't Du 'n bitken fröer upstän,
Wör't die 'n bitken beeter gan.“

Nach allen diesen Zeugnissen zu urtheilen, sind folgende Einzelheiten jenes fast über ganz Deutschland verbreiteten Pfingstbrauches der Hirten ins Auge zu fassen: In peinlicher Weise pasten die herbedreibenden Personen auf, welches Thier einer jeden Gattung am Pfingstmorgen zuerst, bezw. am letzten den Weideplatz betrat. Jenem wurde ein Maibusch, die Thauschleife, auf die Hörner gesteckt oder am Schweiße befestigt, während dieses einen Blumenkranz oder Ritterchmuck erhielt und sodann in feierlichem Umzuge durchs Dorf geführt wurde. Die sonderbaren Benennungen der Thiere gingen auch auf ihre Hirten über, welche zum Schluß ihre gabengehenden Rundgänge unternahm, um Eier und andere Nahrungsmittel einzusammeln, die dann in der Regel am nächsten Tage gemeinschaftlich verzehrt wurden. Wie ist nun dieser merkwürdige Hirtenbrauch, der hier und da nur unbedeutende Abweichungen aufweist, zu deuten? Man verfolge nachstehenden Gedanken-

gang: In den sogenannten „hohen Zeiten“ des germanischen Alterthums brachten unsere altdeutschen Vorfahren ihren segensverleihenden Göttern allerhand Opfer dar, einmal, um sich dankbar zu erweisen für bereits empfangene Gaben, andererseits auch zwecks Zusicherung himmlischer Günstigerweisungen für die Zukunft. Im Hinblick auf die bevorstehende heiße Jahreszeit nun, welche neben der wohlthätigen Sonnenwärme auch so herrliche Natur Schönheiten und schließlich die segenschwere Ernte mit sich brachte, war wohl der Frühlingsbeginn eine der einladendsten Opferzeiten. Zur Begehung eines heidnischen Opferfestes galt es aber für unerlässlich, die bösen Geister und Dämonen, welche der Menschheit neben dem starren Winter auch noch Krankheit und Unheil jeder Art zufügten, aus Wald, Garten, Haus, Hof und Herde zu vertreiben. Um aber mit Erfolg die argen „Blagegeister“ im Viehstande auszumerzen, bediente man sich besonderer Zweige und Ruten, welche unter Beobachtung gewisser feierlicher Handlungen von heiligen Bäumen oder Sträuchern geschnitten waren. Weit wirksamer wurden diese holzigen Sprößlinge noch durch genügende Benetzung mit dem „Thau des Himmels“, denn diesem feuchten Niederschlage, in geheimnißvoller Weise scheinbar aus entwölfter Höhe auf die Erde gefallen, wurde schon im grauesten Alterthume eine besondere Heil- und Zauberkraft zugeschrieben, und zwar um so mehr, wenn er an gottgeweihten Tagen niedergegangen war. Wird doch um Lüdenscheid mit der besenartigen „Thauschleife“ gleich nach dem Eintreiben des Viehs das ganze Haus gefehrt und dann das zauberkräftige Gesträuch im Kuhstalle aufgehängt, um jede schädliche Einwirkung der Dämonen fernzuhalten. Daß man gerade das erste Thier der Herde zum Nachziehen der „Thauschleife“ auserküh, hatte in dem Umstande des hier waltenden Zufalles, der von jeher bedeutungsvoll war, sowie darin seinen Grund, daß der Weideplatz vorher noch von keinem Geschöpf betreten war, dieses also den heilsamen Thau am frischesten und reinsten aufzufangen vermochte. Auf den betreffenden Hirten, der durch sein frühes Aufstehen einem seiner vierbeinigen Unterthanen die beneidenswerthe Gelegenheit verschafft hatte, dem verheißungsvollen Maienbusch durch das behaute Wiesenrasen schleifen zu können, fiel natürlich auch ein großer Theil jener damit verknüpften Ehrerweisungen und Einnahmen zurück. Es ist sicher, daß oftmals ein tiefer Sinn in einfachen und scheinbar lächerlichen Gebräuchen liegt.

Allerlei.

Reiche Bühnengrößen. Ein amerikanisches Blatt veröffentlicht kürzlich eine Tabelle über den Reichthum verschiedener weltbekannter Bühnengrößen, der manchen Sterblichen, der sich in Schweiß seines Angesichts ums tägliche Brod abmüht, mit Reid erfüllen könnte. Danach kann zum Beispiel Madame Melba 800 000 Mark ausgeben, und doch bleibt ihr noch so viel übrig, daß sie die „kleine“ Summe nicht vermisst. — Lilian Russell, die ihre Laufbahn als Soubrette in Pastors Theater anfang, lang sich ihren Weg in ein Haus, das seine drei Millionen werth ist. — Sarah Bernhardt hat so viel Geld, daß sie es überhaupt nicht zählt. Sie bezahlte Sardou allein mehr als 200 000 Mark jährlich für das Recht der Erst-Ausführungen. — Lily Langtry könnte zwei Millionen Mark verlieren und wäre trotzdem noch außergewöhnlich reich. Ihre englischen Kennställe allein sind mehr als das Doppelte dieser Summe werth, und außerdem besitzt sie noch großes Grundeigenthum an der Themse. — Vielleicht das größte Vermögen, das je eine Bühnenkünstlerin erworben hat, ist das von Adolina Patti. Man schätzt es jetzt noch über acht Millionen Mark, und zur Zeit, als ihr Ruhm seinen Höhepunkt erreicht hatte, belief es sich sogar auf einige Millionen mehr. Jeden Pfennig davon hat sie sich hinter den Fußsclien erlungen. Als May Irwin vor zwei Jahren 340 000 Mark in Immobilien steckte, war das Erstaunen groß, denn die allgemein verbreitete Ansicht, daß Künstler nicht zu sparen verstehen, wurde damit über den Haufen geworfen. Jean de Reske konnte 800 000 Mark verlieren und sich eine Stunde später rubig zu einem Nachmittagschlafchen niederlegen, seine Grundstücke in Rußland sind mehr als das Doppelte dieser Summe werth. Der erfolgreichste Abend in der Laufbahn des berühmten Tenors war in Amerika. Er sang zwanzig Minuten lang während eines Konzerts in Boston, und als die Einnahmen berechnet wurden, fielen auf seinen Antheil gerade 400 Mark die Minute.

Das Denkmal der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff ist am 24. Mai — ihrem 50jährigen Todestage — in Meersburg am Bodensee enthüllt worden. Als Platz dafür hat man den Raum vor dem sogenannten alten Schlosse erwählt, das, früher Bischofspalais, seit 1860 als Laubstummeneranstalt dient. Dort, wo Annette einst hauste, wo Schüchterns denkwürdigste Zeit verwich, und wo sie viel frohe Stunden an der Seite ihrer einzigen Schwester verlebte,

die mit dem Besitzer der Meersburg, Freiherrn Joseph von Laßberg, dem bekannten Alterthumsforscher und Entdecker der ersten Handschrift des Nibelungenliedes, vermählt war, ist ihre Erzbiute aufgestellt worden. Der rothe Sandsteinsobel zeigt das Droste'sche Wappen, die Inschrift, eine Ugr, von Rosen und Lorbeeren umwunden, und ein aufgerolltes Notenheft. Die Kolossalbüste kam aus München. Sie wurde in der von Müller'schen Anstalt in Erz gegossen, eben dort, wo auch die Germania des Niederrwaldes gegossen ist. Ein junger Bildhauer, Namens Stadelhofer, aus Wollmatingen bei Konstanz gebürtig, hat die Büste modellirt, der Annettes Zwillingenbüsten, die Freiinnen Hildegard und Hildegund von Laßberg, welche noch auf der alten Meersburg wohnen und die Büste bereits vorher in München besichtigt haben, große Ähnlichkeit zusprechen. Indeß mit der Ähnlichkeit von Büsten und Bildern Verstorbenen, die lange nach dem Tode gemacht werden, ist es immer eine eigene Sache. Die einzige noch lebende Persönlichkeit, die in diesem Punkte mit ihrem Urtheil völlig maßgebend sein dürfte, aber ihres hohen Alters wegen leider nicht zur Denkmalsenthüllung hinreisen kann, ist die 88jährige Schriftstellerin Elise von Hohenhausen, Annettes intimste Freundin, welche in Berlin wohnt und demnach einen hochinteressanten Briefschaz, der zum Theil aus Meersburg datirt ist, veröffentlichen wird.

Die Maori, der kriegerische Polynesierstamm auf Neuseeland, der kürzlich einen Aufstand machte, sind große Hundeliebhaber. Jeder Maori und jede Maorifrau hat mehrere Hunde, die auf alle denkbare Weise verhätschelt werden. Im kleinsten Rains (Dorf), das vielleicht nur dreißig Hütten zählt, findet man an die hundert Hunde. Die bellenden Vierfüßler müssen natürlich genügend zu fressen haben, und da sie in den Maorihütten häufig Schmalbans als Gast leben, so machen sie sich in Rudeln auf die Wandrafschaft und plündern die Farmen der weißen Ansiedler. Diese sind aber von dem Besuche der diebischen Bauwauis wenig erbaut und schieben nieder, was ihnen vor die Füße kommt. Da aber der Maori die Tödtung seines lieben Casars oder Neros wie einen Mord eines Familienmitgliedes anschaat, so kam es jüngst zum Aufstande, der in seiner letzten Ursache eine Hunderevolution war.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Ein Tag in Carmen Silva's Königreich. Unter diesem Titel veröffentlicht eine hochgestellte Dame, die sich als Schriftstellerin Kerimée Honanon nennt, in der illustrierten Wochenschrift „Der Hausfreund“ (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender) eine fesselnde Schilderung des Feenschlusses, welches das rumänische Königspaar sich in den Karpathen erbaut und dem die Königin und Dichterin Carmen Silva das Gepräge ihres eigenartigen Geistes aufgedrückt hat: des Schlosses Pelesch in Sinaia. Mit berebten Worten schildert die Verfasserin die Herrlichkeiten dieses Baues, und mit warmer Bewunderung zeichnet sie das Bild der hohen Frau, die sich um die Königskrone den Dichterlorbeer gewunden hat. — Unter den übrigen Artikeln, welche die beiden letzten Hefte (15 und 16) des „Hausfreund“ bringen, wird besonders der Artikel über die Insel des Robinson von Alfred Zeller — der durch die beigefügten Illustrationen erhöhten Werth bekommt — junge und alte Leser interessieren, welche letztere sich gerne in die Zeit der Jugend, da die Beschreibung von Robinson's Schicksalen sie gefesselt und entzückt, durch die Lectüre werden zurückversetzen lassen. Die beiden Hefte des „Hausfreund“ enthalten ferner die Fortsetzungen der Romane „Schicksal“ von C. Bollbrecht und „Graf Easso Felsberg“ von Moritz von Vega, die Erzählungen: „Die Bettlerin von San Marco“ von Otto Weddigen und „Kindergemüth“ von Gustave Guesdiller, eine kurze Biographie der Ferdinande von Schmettau zu ihrem hundertjährigen Geburtsstage am 26. April und die von hübschen Illustrationen begleitete Beschreibung des Stiftes Pannonthalma von Blanka von Gündel; poetische Beiträge von Otto Dopfemeyer, Josefine Friedmann, Karl August Schneegans u. s. w. u. s. w. Die Hefte sind reich und schön illustirt.

— Von dem mit so großem Beifall aufgenommenen Prachtwerk „Das Deutsche Jägerbuch“, von C. W. Allers und Ludwig Ganghofer (Stuttgart, Verlag der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft), liegen zwei weitere Lieferungen (5/6) vor, in denen das interessante Kapitel über „Hüttenleben im Hochgebirge“ beendet und die Schilderung der gefährlichen „Adlerjagd“ begonnen wird. Man merkt es jedem einzelnen Kapitel an, wie der Verfasser aus eigener Kenntniß all' der verschiedenen Jagdarten und Jagdreviere dem Leser eine Vorstellung von den Aufregungen der Gebirgsjagd zu geben im Stande ist, wie persönliche Erlebnisse den Untergrund abgeben zu der spannenden Schilderung, die das vollste Interesse des Lesers fesselt. Nicht minder packend sind die Darstellungen von Allers, der in buntem Wechsel Personen und Jagdzszenen meisterhaft porträirt und charakterisirt. Die Lieferung 6 ist zudem mit einem Bilde des Prinzregenten von Bayern im Jagdostium geschmückt, das Allers nach dem Leben während eines Jagdausenthaltes des Prinzregenten in den bayrischen Alpen angefertigt hat.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Malther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lhiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87